
Neunzehnhundertachtundsechzig*

Richard Schröder

Als die erste und einzige frei gewählte Volkskammer im Frühjahr 1990 zum ersten Mal zusammentrat, fand jeder Abgeordnete auf seinem Platz den Brief eines West-Berliners, der die Abgeordneten in glühenden Worten beschwor, die DDR zu erhalten als sozialistische Alternative zur kapitalistischen Bundesrepublik.

Einige Wochen später ging in meinem Büro ein Brief ein, der sich als Brief der RAF ausgab. Wir, die Politiker der Großen Koalition in der DDR – fünf wurden namentlich genannt –, wollten die Arbeiter der DDR verraten und an das Kapital ausliefern; Argumente, wie sie später im Selbstbeichtigungsschreiben der RAF nach dem Mord an dem Treuhand-Präsidenten Detlev Rohwedder wieder auftauchten. Wörtlich hieß es dann: „Deine Hinrichtung ist beschlossen. Meckel folgt sogleich.“

Der Brief war erkennbar von einem erregten Menschen geschrieben, der Absender RAF war aber wohl angemäßt. Ehe ich ihn überhaupt gesehen hatte, hatten ihn meine Mitarbeiter der Polizei übergeben. Nach Dienstschluss stellten sich mir drei Herren vor, die mich nach Hause begleiten wollten, denn ich stünde jetzt unter Personenschutz. Ich habe bei nächster Gelegenheit dem Ministerpräsidenten Lothar de Maizière gesagt, das sei doch übertrieben. Nein, antwortete er, es gebe ähnliche telefonische Drohungen, die das Bundeskriminalamt ernst nehme, ich solle mal nicht den Helden spielen. Ironie der Geschichte: Der Personenschutz war in der DDR exklusiv Aufgabe der Stasi. Die schützte mich also fortan vor der RAF.

Nach der deutschen Vereinigung bin ich 1991 in meinen Beruf zurückgekehrt als Dozent für Philosophie an der Kirchlichen Hochschule Ost-Berlin, die sich aber zu DDR-Zeiten nicht so nennen durfte und deshalb „Sprachenkonvikt“ heißen musste. Der Name kam daher, dass dort vor dem Bau der Mauer Studenten aus der DDR wohnten und die alten Sprachen lernten, die an der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf in West-Berlin studierten. Nach dem Mauerbau waren sie plötzlich von der Hochschule Zehlendorf abgeschnitten und das Sprachenkonvikt wurde zu einer eigenständigen kirchlichen Hochschule ausgebaut. Da die DDR-Regierung die Errichtung einer kirchlichen Hochschule in Ost-Berlin nicht genehmigt hätte, nannte sich die Einrichtung weiterhin „Sprachenkonvikt“, denn als solches war sie ja genehmigt.

1991 wurde ich von der Kirchlichen Hochschule Zehlendorf, sozusagen unserer Mutter, gebeten, auch dort philosophische Lehrveranstaltungen anzubieten. Als ich zum ersten Mal dort hinkam, fand ich im Foyer einige Anschlagbretter, darunter das der Studentenschaft. Drei Texte waren ausgehängt. Erstens: 500 Jahre Kolumbus, 500 Jahre Unterdrückung Amerikas. Die USA kamen mir aber nicht besonders unterdrückt vor. Zweitens: eine Erklärung gegen Zwangsheterosexualität mit dem Kernsatz: Frauen werden nicht heterosexuell geboren, sie werden dazu gemacht. Mir war das neu und es passte schlecht zu den Beobachtungen, die ich diesbezüglich Jahr für Jahr an meiner Katze machen konnte. Drittens: eine Erklärung über strukturelle Gewalt mit dem Inhalt: Die Polizei ist strukturelle Gewalt. Wenn wir Polizisten angreifen, ist das nur Gegengewalt oder Verteidigung. Das war mir auch neu. Wenn ich nach einem Einbruch oder einem Verkehrsunfall die Polizei rufe, mache ich mich dann zum Komplizen der Gewalttätigkeit? Mir kam da ein Satz aus Asterix in den Sinn: „Die spinnen, die Römer.“

Die beiden kirchlichen Hochschulen in Ost-Berlin und West-Berlin wurden schließlich mit der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität fusioniert. Dabei muss man wissen, dass der Begriff „Fakultät“ an der Humboldt-Universität erst im Herbst 1989 wieder eingeführt worden war. Er war im Zuge der sozialistischen Hochschulreform zusammen mit der akademischen Selbstverwaltung abgeschafft und durch den Ausdruck „Sektion“ ersetzt worden. Die Wiedereinführung war also ein Schritt weg vom sozialistischen Führerprinzip (genau hieß es „Leiterprinzip“, war aber dasselbe) hin zur demokratischen Selbstverwaltung. Ich war damals Dekan und lud pflichtgemäß zur Fakultätsratssitzung ein. Darauf bekam ich einen bösen Brief der West-Berliner Studentenvertreterin: Es müsse Fachbereichsrat heißen, denn der Ausdruck „Fakultät“ sei faschistoid. Ich habe ihr geantwortet: Da irren Sie sich, der Ausdruck stammt aus dem Mittelalter und ist soeben wieder eingeführt worden, zusammen mit der demokratischen Selbstverwaltung. Ein Kollege drohte mir, er werde die Beschlüsse gerichtlich anfechten lassen, wenn ich noch einmal zum Fakultätsrat statt zum Fachbereichsrat einlode. Ich wünschte ihm viel Erfolg bei Gericht. Er hat seine Drohung nicht wahr gemacht. Die spinnen, die Römer.

1968 war ich Student in Berlin am Sprachenkonvikt. Da West-Berliner Studenten mit westdeutschem Pass zu Tagesbesuchen nach Ost-Berlin einreisen durften, gab es auch nach dem Mauerbau weiter Kontakte mit West-Berliner Theologiestudenten, die uns besuchten und auch an Lehrveranstaltungen teilnahmen. Unvergessen ist mir die erste Begegnung mit einem „68er“. Er erklärte mir, eine Wiedervereinigung beider deutscher Staaten sei unmöglich, da sie zwei grundverschiedenen Gesellschaftsordnungen angehörten. Ich habe ihm geantwortet: Genau so steht es im Zentralorgan der SED, dem *Neuen Deutschland*. Und

gedacht habe ich mir: Der hat uns abgeschrieben. Er interessierte sich auch gar nicht für unsere Lebensverhältnisse, denn er fragte nichts, sondern dozierte bloß über Sozialismus und Kapitalismus mit dem Eifer eines Konvertiten. Nicht einmal die Tatsache, dass zwar er uns besuchen konnte, nicht aber wir ihn, nahm er wahr. Nichtsdestotrotz versuchte er, uns unsere Lebensverhältnisse mal ins rechte Licht zu rücken – aufgrund seiner neuesten Erkenntnisse aus Marx und Lenin. Hätten wir das Wort damals schon gehabt, es hätte gut gepasst: Besserwessi.

Die deutsche Vereinigung war die Frucht der Herbstrevolution in der DDR, die eine Diktatur beendete. Nach dem Ende einer Diktatur, die also nicht nur die politische Macht beansprucht, sondern außerdem noch die richtige Ideologie verlangt, ist besonders wichtig, wer oder was die nächste Generation prägen wird. Deshalb nahm ich eine Einladung zu einer Fortbildungsveranstaltung für Lehrer aus Ost und West Anfang der 1990er Jahre nahe Hof gerne wahr. Ein westdeutscher Referent trug dort die Grundzüge der Gesellschaftskritik der Frankfurter Schule vor, seine Pointe sollte die Kritik der Kulturindustrie sein. Mir war die Sache äußerst peinlich, denn ich konnte spüren, wie das auf ostdeutsche Lehrer wirken musste. Das Pulver haben die im Westen auch nicht erfunden. Wieder Geschwätz, bloß anderes. Kein Wort zu unserer Situation, der posttotalitären; stattdessen salonrevolutionäre Phrasen. Da präsentierte sich eine Art von Jammerwessi ohne Pointe. Die ostdeutschen Lehrer brachten sicher die Erwartung mit, dass sich nun – nach dem Ende dieser Diktatur – der Nebel lichtet und die Möglichkeit eröffnet, klarer zu sehen und ungeschminkt zur Sache zu kommen. Aber was bekamen sie präsentiert? Neuen Nebel, in verquaster Sprache eine Kritik des „Spätkapitalismus“. Eigentlich ist alles schlimm, aber es genügt, das mal zu sagen. Eine Art von

pseudorevolutionärem Glasperlenspiel wurde ihnen geboten. Die schöne Idee von Partnerschaften zwischen östlichen und westlichen Lehrerkollegien ist selten auf fruchtbaren Boden gefallen, wahrscheinlich oft aus solchen Gründen.

Ich gebe zu: 1968 waren meine Gedanken mit anderem so stark beschäftigt, dass ich die Ereignisse in West-Berlin, den Besuch des Schahs, die Jubelperser mit Schlagstöcken, die Polizeieinsätze bar jeder Deeskalationsstrategie, den Tod Benno Ohnesorgs und das Attentat auf Rudi Dutschke zwar wahrgenommen habe, aber nicht wie ein Beteiligter, sondern wie Ereignisse einer anderen Welt. In unserer Welt ereignete sich 1968 der Prager Frühling, ein poetischer und treffender Name für das, was sich da überraschend bei unseren Nachbarn zutrug. Uns allen saß ja das Jahr 1953 in den Knochen: Wenn Demonstranten freie Wahlen und die Wiedervereinigung Deutschlands verlangen, kommen die sowjetischen Panzer. Das Muster wiederholte sich 1956 in Ungarn. Budapest wurde bei der Niederschlagung des Volksaufstands schwerer zerstört als im Zweiten Weltkrieg. Auch in Polen war das Aufbegehren von der Sowjetunion erdrückt worden. Aber in der Tschechoslowakei waren keine sowjetischen Panzer stationiert. Der Prager Versuch mit der Freiheit, einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz, entfachte Begeisterung. Dann kam der 21. August, die Niederschlagung des Prager Frühlings, wieder durch sowjetische Panzer. Die Nationale Volksarmee der DDR belagerte die Grenze vom Erzgebirge aus.

Ein Freund von mir hatte mit zwei anderen einen Solidaritätsbrief an den tschechoslowakischen Botschafter in der DDR geschrieben, aber nicht abgeschickt. Er wurde trotzdem verhaftet, denn einer der anderen beiden war Stasi-Spitzel. Das war unser Jahr 1968, tief deprimierend. Ein anderer Freund sagte damals: „So wird das immer sein: Wo

sich der Freiheitswille rührt, rollen die sowjetischen Panzer an.“ Ich habe ihm geantwortet: „Wenn aber in Moskau ein Dubček erschiene, würden keine sowjetischen Panzer gegen ihn rollen.“ Das war damals keine reale Hoffnung, sondern eine abstrakte Möglichkeit. Es kam aber so. Das Ende der DDR hatte mehrere Ursachen, eine wichtige war die Erklärung Gorbatschows, dass die Sowjetunion sich nicht mehr in die inneren Angelegenheiten der verbündeten sozialistischen Staaten einmischen werde, anders gesagt: Die sowjetischen Panzer bleiben in den Kasernen.

Eine gerechte Würdigung der 68er-Bewegung kann ich nicht bieten. Ich war nicht dabei. Dass sie eine Modernisierung der Gesellschaft bewirkt habe, klingt hier und da glaubhaft. Die Bundesrepublik der Ära Adenauer war nicht gerade diskutierfreudig, am wenigsten dann, wenn es über die Nazi-Vergangenheit ging. Das war wohl ähnlich wie heute in den östlichen Bundesländern. Diejenigen, die das SED-Regime mitgetragen haben, schweigen oder reden schön – Eltern gegenüber ihren Kindern, Lehrer gegenüber ihren Schülern: „Es war nicht alles schlecht.“ „So etwas gab es in der DDR nicht.“ „Die Idee war gut, bloß die Durchführung schlecht.“ Das sagen sie dafür umso öfter.

Auch das kann ich verstehen: Die Amerikaner, die mit einem erheblichen Blutzoll Deutschland von der Nazi-Herrschaft befreit und danach mit dem Marshallplan Westeuropa (östlich des Eisernen Vorhangs durfte die Hilfe nicht angenommen werden) wieder auf die Beine geholfen hatten, waren in Vietnam in einen schmutzigen Krieg verwickelt, der zudem in Südvietnam ein diktatorisches Regime stützte. Dass so etwas Studenten empört, kann ich nachvollziehen. Nicht nachvollziehen konnte ich, dass diese Studenten nun Marx studierten, um die Welt zu verstehen, dass andere gar die Mao-Bibel schwangen, also schon wieder einen Massenmörder als Lichtgestalt feierten

und für die freiheitlich-demokratische Grundordnung, genannt FDGO, nur Spott übrig hatten.

Die 68er waren blind für die politische Bedeutung des Institutionellen. Wenn wir nach 1933 gelebt hätten, wir hätten durch Protest und Verweigerung die Diktatur gestürzt. Sie haben sich überschätzt. Eine stabile Diktatur, die auf die internationale Öffentlichkeit keine Rücksicht nehmen muss, lässt sich nicht durch Zivilcourage stürzen. Das hat noch einmal der Platz des Himmlischen Friedens dokumentiert. Gegen Panzer hat Zivilcourage keine Chance. Ich sage das auch deshalb, weil ich öfter den Vorwurf gehört habe: „Warum habt ihr die SED-Diktatur so lange ertragen?“ Nicht der zivile Ungehorsam, sondern die Verteidigung der demokratischen Institutionen, namentlich des Rechtsstaats und der freien Presse, solange sie noch bestehen, schützen vor der Diktatur. Sind sie verloren, ist das Kind erst einmal in den Brunnen gefallen. Aber das alles haben ja die 68er als formalistischen Kram verachtet. Stalin soll Churchill in vorgerückter Stunde gefragt haben, warum er Gandhi nicht einfach erschießen lässt. Gandhis Erfolg beruhte darauf, dass er die freie britische öffentliche Meinung auf seiner Seite hatte. Dieses Problem hatte weder Stalin noch Mao.

Der große Aufstand gegen die Väter war doch in vielem den Vätern sehr ähnlich: humorlos, illiberal, fanatisch, verbohrt ideologisch. Auf „humorlos“ wird mir regelmäßig Fritz Teufels Antwort auf die Aufforderung des Richters, sich zur Urteilsverkündung zu erheben, entgegengehalten: „Wenn's der Wahrheitsfindung dient.“ – immer wieder also diese eine Schwalbe, die aber leider noch keinen Sommer macht.

Der Nationalsozialismus konnte die Macht erlangen, weil zu viele die Weimarer Demokratie verachtet hatten. Auch darin folgten die 68er ihren Vätern. Sie lehnten den Parlamentarismus ab, bezeichneten die Bundesrepublik

als faschistoiden Staat oder mindestens als Scheißstaat – die Fäkalsprache als Emanzipationsbeweis gehörte auch zum pseudoemanzipatorischen Gehabe – und sie redeten sich eine revolutionäre Situation ein, die sie zur revolutionären Gewalt ermächtigte, bei den einen nur gegen Sachen, wozu aber auch Strommasten zählten, bei den anderen – wie es nicht ausbleiben konnte – auch gegen Personen. In Ermangelung einer revolutionären Situation erklärten sie sich selbst zur revolutionären Klasse.

Es ist faszinierend und erschreckend zugleich, wie innerhalb der RAF die Sprache auch untereinander degenerierte. Das herbeigezwungene revolutionäre Pathos führte zur Enthumanisierung. Hängt es vielleicht mit diesem pseudorevolutionären Pathos zusammen, dass heute kaum noch jemand der Entmachtung der SED durch wirklich gewaltfreie Demonstrationen den Titel „Revolution“ zubilligt? Diese Ereignisse heißen bloß noch „Wende“, ein Ausdruck, den 1989 Egon Krenz eingeführt hat, als er Honeckers Nachfolge antrat.

Und noch eines hat mich bei den 68ern richtiggehend abgestoßen, nämlich der Hang zum Kollektiv. Nonkonformisten wollten sie alle sein und den Muff von tausend Jahren vertreiben. Aber innerhalb der nonkonformistischen Gruppen herrschte offenbar ein sehr beachtlicher Gruppenzwang. Das ergab dann die Uniformität der Nonkonformität. Zivilcourage wird nicht im konformen Kollektiv erwiesen, sondern in der Einsamkeit des Widerspruchs aus Überzeugung. Kollektive sind immer bedenkenfeindlich und marschieren nicht selten gemeinsam in die falsche Richtung.

Apropos Gewalt. Nach Hannah Arendt besteht sie darin, andere gegen ihren Willen zu etwas zu veranlassen, im Unterschied zur Macht, die auf Zustimmung beruht, zum Beispiel auf Autorität, deutsch am besten: Ansehen. Nach diesen Definitionen war das Sprengen von Lehrveranstaltungen

durch systematische Störung nicht gewaltfrei, sondern unblutige Gewalt. Die ist aber keineswegs harmlos, wie Erpressungen belegen oder das in der DDR allzu bekannte Phänomen des „freiwilligen Zwangs“: ohne Jugendweihe keine Lehrstelle und ohne Parteieintritt keine berufliche Karriere. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass manche 68er bei ihren Aktionen gegen ihre Hochschullehrer auch das Vergnügen an der Demütigung genossen haben, ein abgründiges und perverses Vergnügen, das in den schwärzesten Kapiteln der Menschheitsgeschichte regelmäßig auftritt. Ich vermute, den wenigsten 68ern war klar, dass auch die Nazis das revolutionäre Pathos pflegten. Auch sie gaben sich anti-bürgerlich, antikapitalistisch, antiliberal, antiamerikanisch – und pflegten übrigens auch den Körperkult, wenn auch den betont maskulinen.

Apropos Körperkult. „Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment.“ Heute rücken manche Protagonisten der sexuellen „Befreiung“ (wahrscheinlich vor allem durch die Pille) mit dem Eingeständnis raus, dass sie etwas in sich unterdrücken mussten, um die Grenzen der natürlichen Scham zu überschreiten. Diese Unterdrückung hätten sie mal lieber bleiben lassen. Es galt eben als kleinbürgerlich, seinen Sexpartner auch noch als Person wahrzunehmen und ihn dauerhaft exklusiv lieben zu wollen. Dass in der Adenauer-Ära über Sexualität zumeist nicht gesprochen wurde und die meisten Eltern sich vor der Aufgabe sexueller Aufklärung ihrer Kinder drückten, ist wohl richtig. Aber nun ins andere Extrem zu verfallen und Marcuses abstruse Thesen von der Befreiung zur polymorphen infantilen Sexualität zum Zweck der Befreiung des Menschen zu folgen, dieser aufgeregte Übergang von einem Extrem ins andere ist womöglich auch typisch deutsch. Man kann nämlich auch verklemmt sexwütig sein. Und die Trennung von Liebe und Sexualität, wie sie die Pornografie praktiziert, deren völlig

unerotische Produkte sprachverwirrend in „Erotik“-Läden angeboten werden, ist sicher kein Humanitätsgewinn.

Die angebliche Befreiung der Sexualität hat offenbar ein fatales Resultat erzeugt, das die Betroffenen Beziehungskisten nennen. Ich kann die Metapher nicht befriedigend deuten, gemeint ist vielleicht: Kisten stehen rum, man stößt sich an ihnen.

Der Züricher Soziologe Schmidtchen hat gleich nach 1990 an einer vergleichenden Studie über Jugendliche in Ost und West zu arbeiten begonnen. Zwei Ergebnisse passen hierher. Ostdeutsche Jugendliche haben weniger Partnerprobleme und sehen das Verhältnis zu ihren Eltern weniger problematisch. Auf beiden Feldern haben die 68er, wie ich fürchte, eine Überreflexion zur Mode gemacht. Frech gesagt: Partnerschaft immer zu dritt, der Dritte im Bunde ist der Beziehungstherapeut, dessen Rolle aber manche Paare auch gleich selbst übernehmen.

Öfter hat sich nach 1989 etwa Folgendes zugetragen. Eine junge Frau meldet sich in einer westlichen Bibliothek an. „Beruf?“ „Student.“ „Sie sind kein Student, Sie sind Studentin!“ Manchen ist da der Kragen geplatzt. „Wir bringen Beruf und Familie besser als ihr unter einen Hut, auch ohne Sprachverrenkungen.“ Ich habe übrigens mit eigenen Augen einen amtlichen Brief gesehen mit der Anrede: „Liebe Mitglieder und Mitgliederinnen“.

Wir lebten tatsächlich in einer anderen Welt. Stichwort: Konsumterror. „Ich kaufe, was ich gar nicht brauche.“ Zu dem Thema gab's sogar Schlager. Meine Antwort war zugegeben sehr simpel: „Dann kauf doch nicht.“ Uns kam so etwas sehr wehleidig vor. Denn wir hatten das andere Problem: Was wir wirklich dringend brauchten, gab es einfach nicht zu kaufen. „Keine Nägel, keine Schraube, keine Bretter für die Laube, für den Hintern kein Papier, aber „n Sputnik haben wir.“ Der Bekannte eines Bekannten durfte in den 1980er Jahren Verwandte in den Vereinigten Staaten

besuchen. Das beeindruckendste Erlebnis war dies: Dem Verwandten ging der Rasenmäher kaputt. Da ist er einfach in den Supermarkt gefahren und hat sich einen neuen gekauft. Elektrische Rasenmäher waren in der DDR ein rarer Artikel. Ich habe mir auch, nach dem Vorbild meines Nachbarn, selber einen gebaut.

Die 68er haben, heißt es, mit der schlechten Tradition des deutschen Obrigkeitsgehorsams gebrochen. Mag ja sein. Meinesgleichen kannte das Problem nicht. Wir lebten in einem ungeliebten und zunächst gegen die Mehrheit der Bevölkerung geradezu feindseligen Staat. Die Versuchung, diesen Staat anzuhimmeln, war für uns nahe null. Wir waren eher damit beschäftigt, nicht in seine Mühlen der Verdächtigungen zu geraten.

Noch einen Spruch möchte ich aufspießen, nämlich: „Lieber rot als tot.“ Der gehörte in die westliche Friedensbewegung und sollte heißen: Wir lassen uns lieber von der Sowjetunion erobern, als einen Atomkrieg zu riskieren. Dass niemand einen Atomkrieg verantworten kann, ist ja richtig. Dann muss man eben verhandeln, wie Helmut Schmidt mit dem Doppelbeschluss, gegen den sich Proteste richteten. Recht behalten hat am Ende nicht die westliche Friedensbewegung, für die die SED viel Geld ausgegeben hat, sondern Helmut Schmidt. Gorbatschows neue Politik beruhte auf der Einsicht, dass die Sowjetunion den Ausgleich mit dem Westen suchen muss, weil sie in einer weiteren Runde des Wettrüstens nicht mithalten könnte.

Lieber rot als tot, das ist eine verächtliche Losung, die die Freiheit verachtet. Demokratie oder Diktatur – egal, Hauptsache, ich bleibe am Leben. Dazu passt nun auch, dass unter den 68er gern dem Satz von Schiller widersprochen wurde, der da heißt: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“ Wahrscheinlich hat kaum jemand die Fortsetzung gelesen: „... der Übel größtes aber ist die Schuld.“

Wollten diejenigen, die da Schiller kritisieren, wirklich sagen: „Ihr könnt alles von mir verlangen, wenn ihr mich nur am Leben lasst“? Ich denke, jeder Mensch, der Achtung verlangt, müsste den Punkt kennen, an dem er sagen will: Das tue ich nicht, auch nicht, wenn ihr mir mit dem Tode droht. Jeder wünscht, dass er in die Situation nie kommt. Die 68er haben sich ein Leben ohne tragische Situationen zurechtgereimt.

Von einem Extrem ins andere, dazu gehört auch die Schnapsidee von der antiautoritären Erziehung. Das Gegenteil einer autoritären Erziehung sollte eine liberale sein, aber doch keine antiautoritäre. Ein liberales Erziehungsprogramm hat Friedrich Fröbel schön formuliert: Beispiel und Liebe. Nun melden sich ja Kinder zu Wort, die sich darüber beschwerten, dass sie nie Vater und Mutter sagen durften, sondern ihre Eltern mit Vornamen anreden mussten – mussten. „Erika, müssen wir heute wieder spielen, was wir wollen?“ Kinder erwarten ein klares Orientierungsangebot. Dann testen sie die Grenzen und erwarten, dass diese ihnen deutlich, aber in Liebe gezeigt werden. Niemand lernt laufen, wenn er in Sirup wadet. Antiautoritär hieß in Wahrheit oft: gar nicht erziehen, aber verbunden mit der Einbildung, die Emanzipation zu fördern. Ich will aber nicht zu sehr auf die Pauke hauen. Es sind ja nicht alle ins andere Extrem verfallen. Die vorigen Generationen haben, das sehe ich auch so, zumeist zu wenig mit ihren Kindern gesprochen und besprochen.

Man muss unterscheiden zwischen dem, was Menschen und Bewegungen wollen und dem, was sie bewirken. Ich sehe das Wollen der 68er sehr kritisch. Unter dem, was sie bewirkt haben, sehe ich auch einiges Positive, die Bürgerbewegungen zum Beispiel und das zivilgesellschaftliche Engagement, das ökologische Bewusstsein und das Interesse an friedlicher Konfliktbewältigung. Erstaunlich finde ich aber, wie viele heute wohl etabliert sind, gut verdienen

und gut erben und von ihren 68er-Jahren völlig kritiklos schwärmen. Ein bisschen kritische Distanz zu ihren damaligen Allüren würde ihnen nicht schaden.

Anmerkung

* Auszüge erschienen in der *FAZ* vom 24. Mai 2008.